

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie
Band: 56 (1978)
Heft: 5

Artikel: Auf der Morchelsuche im Emmenschachen
Autor: Schneider, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-936839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

62. *Cortinarius obtusus* Fr. (= *Hydrocybe*) 5/15

espèce répandue un peu partout: dans la pinède sphagneuse (2), – sous épicéa en bordure (1), – sous *Pinus-Picea* (1), – dans la bordure orientale très humide, mixte (cf. No 60) (1).
mixte (cf. No 60) (1).

63. *Cortinarius pholideus* Fr. (= *Inoloma*) 1/15

sous *Betula*, strictement dans la bétulaie.

64. *Cortinarius plumbosus* Fr. (= *Hydrocybe*) 1/15

dans la pinède marécageuse presque exclusivement.

65. *Cortinarius pulchripes* nov. spec. (= *Telamonia*) 6/15

dans l'aunaie, en abondance.

66. *Cortinarius rigidus* Fr. (= *Telamonia*) 5/15

– sous épicéa, en lisière (2), – en bordure orientale très humide, mixte (cf. No 60).

67. *Cortinarius sanguineus* Fr. (= *Inoloma*) 4/15

– sous épicéa, presque toujours (2), sous *Pinus-Picea* (1) mais manque dans la pinède pure, – sur les parois des tranchées de tourbe nue, à l'extrémité nord du bord ouest (1).

(A suivre)

Auf der Morchelsuche im Emmenschachen

Ich bin im Emmenschachen aufgewachsen. Noch bis ins vergangene Jahrhundert hing dem Schächeler ein ungueter Ruf an. Die Geschichte der Schachenbewohner war ein einziger Kampf um die Existenz, eine Plage ohne Aufhören: Schwellen, Wehren, Reuten, Säubern ohne Ende, was das Wasser mit Schutt und Steinen überführt hatte. Wen wundert's, dass auf solchem Boden eine rauhe Rasse heranwuchs. Und jene ironisch-sarkastische Klage eines Schachenfrauelis, als ihm der Mann beim Schwellen oder Holzherausfischen in der Emme ertrank, beleuchtet taghell die Situation: «My Ma isch mer i d Ämme gfallle, / i ha ne ghöre gluntsche. / Hät i ne nid bim Bart verwütscht, / hät i ne nid no abedrückt, / Är wär mer nid ertrunke!»

Natürlich ist in dieser Hinsicht vieles besser geworden. Man hat die Emme allmählich in den Griff bekommen, man hat sie gezwungen, durch Korrekturen und Uferverbauungen, in ihrem Bett zu bleiben. Achtbare Bürger bauten nun ihre Häuser an Stelle der Schachenhüttli, wie sie Simon Gfeller in seinem Buch «Ämmegrund» in der Geschichte «Schachelüt» beschreibt, aber eine vornehme Wohngegend ist der Schachen trotzdem nicht geworden. Und zu meiner Zeit sah mancher Lehrer bei Schulanfang besorgt auf seine Klasse, wenn sich ein paar Schächeler darin tummelten, und nahm sich vor, auf die ein besonders wachsames Auge zu haben. Ging dann die erste Fensterscheibe in Brüche, das erste Tintenfass in Scherben, auf wem ruhte der strenge Blick unseres Lehrers? Auf uns. Dummerweise bestätigte sich sein Verdacht nur allzu oft.

Ja, wir waren eine wilde Gesellschaft, wir vom Schachen: grob, laut und frech, und dabei überempfindlich wie Mimosen. Neidisch auf unsere Schulkameraden, die im Dorf, also in der besseren Gegend, wohnten, und doch hätten wir um nichts in der Welt mit ihnen getauscht. Wir hielten zusammen, wie die Klebläuse, die wir jeden Abend von den Kniesocken reissen mussten. Wenn wir des Streitens müde waren, suchten wir andere Vergnügungen. Wir lebten ja hier in einem Paradies, hatten den schönsten Spielplatz, den man sich denken konnte, und wie er heute wohl den verantwortlichen Leuten in den neugegründeten Kinderspielplatz-Kommissionen nur in den allerkühnsten Träumen vorschwebt. Unser Klettergerüst waren Erlen, Buchen, Tannen, die zähen Ranken der Waldrebe verhalfen uns zu einer Schaukel, und wieviel reizvoller war das Kriechen im dichten Tannenaufwuchs im Vergleich zu den phantasielosen Beton-Kriechröhren

auf einem Kinderspielplatz! Wir schmückten uns mit Efeukränzen und trugen Ketten aus Pfaffenhütchen.

Kaum war der letzte Schnee verschwunden, hielten wir Ausschau nach den ersten Buschwindröschen, wussten genau, an welchem, nur uns bekannten Ort die ersten Veilchen dufteten, und brachten unseren Müttern in unseren Schürzen die ersten Blütenköpfe der «Zytröseli», um Tee zu brauen. Fast jedes uns zugängliche Vogelnest war uns bekannt, und die Vogeleltern begannen resigniert unsere vielen Kontrollen zu dulden und schimpften nur noch ausnahmsweise. Das besorgten dann unsere Mütter zur Genüge, wenn wir abends mit unseren harzverklebten Kleidern und Haaren nach Hause kamen, halb verwildert und noch ganz erhitzt von den herrlichen Spielen.

So um die Zeit der ersten Buschwindröschen, Amselnester, und wenn die ersten Erlenblättchen schüchtern hie und da die braunen Knospen sprengten, reckten auch die ersten Morcheln ihre spitzen, gelochten Hütchen zum vermoderten Laub heraus. Nun, die Suche nach diesem begehrten Pilz ist tatsächlich eine Leidenschaft, und die «Morchlenegge» werden in einer Familie wie ein Erbe weitergegeben. Ganze Kommissionenkörbe voll habe ich gesucht, voll Freude heimgebracht, sie zubereitet, gedörrt, aber auch verkauft. Das Doktorhaus und die Direktors von der Papierfabrik waren jeweils gute Abnehmer, für ein Kilo frische Morcheln erhielt ich damals einen schönen Zweifränkler. Aber damals herrschte die Sitte, dass die Morcheln den Schächelern gehörten, und wehe, wenn sich jemand aus dem Dorf in unser Jagdrevier verirrt! Ihm haben wir dann das «Mörcheln» für eine lange Zeit verleidet.

Heute ist dieser begehrte Pilz in unserer Gegend bald eine Rarität geworden. Pilzesammeln wurde zum Sport. Ja, heute müssen sich die betroffenen Gemeinden allen Ernstes überlegen, ob man das Pilzesammeln wegen Raubbau nicht verbieten sollte ...

Doch auch ich kann es immer noch nicht lassen. Wenn im April so über Nacht der erste warme Regen gefallen ist, muss ich mein Glück auch versuchen. Ich suche die ältesten und wasserdichtesten Kleidungsstücke, denn der Schachen ist nass und überwachsen, in kürzester Zeit hat man keinen trockenen Faden mehr am Leibe, und will man einigermaßen trockenen Fusses sein, helfen nur Gummistiefel.

Mit fast hundertprozentiger Sicherheit stösst man noch auf andere Pilzsucher. Die Einheimischen kennt man auf den ersten Blick, sie tragen nämlich auch die ältesten Kleider, die sie finden konnten, zum Unterschied zu den Berner Geschäftsherren, die seit ein paar Jahren unser Wäldchen unsicher machen. Für diese Herren ist das Pilzesammeln ein Sport und braucht infolgedessen auch die passende Sportbekleidung. So stapfen sie denn mit Wildleder-Wanderschuhen, in denen sie schon nach einer Viertelstunde nasse Füsse bekommen, Manchester-Wanderhosen, kariertem Sporthemd und Nylon-Windjacke «stilgerecht» durch den Schachen.

Trifft es sich, dass man trotz aller Vorsicht mit einem dieser Herren im dichten Gebüsch, wo es keine Ausweichmöglichkeit gibt, zusammentrifft, erweist sich dieser als ausserordentlich leutselig und freundlich. Er möchte ums Leben gern wissen, wo, wann und wieviele Pilze man gefunden hätte, ob es wohl besser sei, unter den Eschen, Erlen oder im Tannenaufwuchs zu suchen, und man muss sich alle Mühe geben, diesen neugierigen Herrn auf eine falsche Fährte zu locken.

Über jeden Fund ist er glücklich wie ein Kind, und wenn dann am Sonntag ein «Filet mignon aux morilles» auf dem Mittagstisch steht, versäumt er nie, vor seinen Gästen zu prahlen: «Die Morcheln sind nicht etwa aus dem Delikatessengeschäft, o nein, die sind frisch aus dem Wald, eigenhändig gesucht.»

Aber vielleicht tu ich diesen Herren auch Unrecht, und sie sind schlicht und einfach vom gleichem Virus infiziert wie ich.

N.B. Übrigens, wenn man im Bernbiet von einem Mädchen sagt, es sei eine «glatte Morchel», dann tönt das keinesfalls abschätzig, im Gegenteil: man macht ihm mit diesem Ausspruch ein Kompliment.

Ursula Schneider, Biberist